



## bücher von dazumal

### INHALT

1. Comenius, Orbis pictus	1679
2. Burmann, Die Sitten	1777
3. Campe, Über die Schamteile	1783
4. Engelhardt, Die Freude des Wohltuns	1787
5. Bilder-ABC	1788
6. Lavater, Pflichten gegen die Armen	1789
7. Büchling, Arbeit bringt Glück	1795
8. Jais, Über die Reinlichkeit	1792
9. Von dem Wolf und der Schweins-Mutter	o.J.
10. Ziehnert, Die unvorsichtige Marie	1817
11. Lange, Folgen der Mäßigkeit und der Unmäßigkeit	1826
12. Sternau, Ernestine	1826
13. Schauderhafte Moritat ausgeführt vom jähzornigen Nickel, als abschreckendes Beispiel für alle zornigen Kinder	1849
14. Deutsches Kriegsschiff	1896
15. Koch, Die Helden vom "Iltis"	1896
16. Hachez/Glaser, Kriegs-ABC	1915
17. Den Lehrer sollst du herzlich lieben	1921
18. zur Mühlen, Die Brillen	1930
19. Von Drinnen und Draußen	1934
20. Schröder, Jung-Deutschland-Fibel	1935
21. Mühlmann, Eine wahre Geschichtel	1936

### QUELLEN

1. Klaus Doderer/Helmut Müller, Das Bilderbuch (Beltz)
2. Kunze (Hrsg.) Lieblingsbücher von dazumal (dtv)
3. Marie-Luise Könneker, Kinderschaukel 1 (Luchterhand)
4. Marie-Luise Könneker, Kinderschaukel 2 (Luchterhand)

Die bei jedem Fragment in Klammern gegebene Nummer korrespondiert mit obiger Nummerierung

①

☉ : ☉ : ( 8 ) : ☉ : ☉

	die Katz mauzet/ <i>Felis f. 3. clamat,</i>	} <i>nan nan</i>	Nn
	der Fuhrmann rufft/ <i>Auriga m. 1. clamat,</i>	} <i>ó ó ó</i>	Oo
	das Büchlein pipet/ <i>Pullus m. 2. pipit,</i>	} <i>pi pi</i>	Pp
	der Kukuck fucket/ <i>Cuculus m. 2. cuculat,</i>	} <i>kuk ku</i>	Qq
	der Hund marret/ <i>Canis c. 3. ringitur,</i>	} <i>err</i>	Rr
	die Schlange ischet/ <i>Serpens c. 3. sibilat,</i>	} <i>si</i>	Ss
	der Zehner schreyet/ <i>Graculus m. 2. clamat,</i>	} <i>tac tac</i>	Tt
	die Eule uhuhet/ <i>Bubo m. 3. ululat,</i>	} <i>ú ú</i>	Uu
	der Hase quacket/ <i>Lepus m. 3. vagit,</i>	} <i>va</i>	Vv
	der Frosch quacket/ <i>Rana f. 1. coaxat,</i>	} <i>coax</i>	Xx
	der Esel ygaet/ <i>Asinus m. 2. rudit,</i>	} <i>yy</i>	Yy
	die Breme summet/ <i>Tabanus m. 2. dicit,</i>	} <i>ds ds</i>	Zz

ABC-Bildleiste mit Text aus dem „Orbis Pictus“ des Johann Amos Comenius (Nürnberg 1679)

(1)

②

Gottlob Wilhelm Burmann Die Sitten 1777

(3)

Ohne Sitten  
ist kein Mädchen wohl gelitten,  
still und tugendhaft zu sein  
macht die kleinen Mädchen fein!

Artig leben  
bei dem kleinsten Fehltritt beben,  
dies kommt frommen Mädchen zu:  
Himmel hilf, daß ich es tu!

Laß mich immer  
als ein sittsam Frauenzimmer  
an der Hand der Tugend gehn  
und auf ihre Augen sehn!

③

Joachim Heinrich Campe Über die Schamteile

1783

(3)

Noch muß ich euch vor einer Sache warnen, wodurch schon viele Kinder und junge Leute, die niemand darüber belehrt hatte, sich die schrecklichsten Krankheiten und einen frühen Tod zuzogen; und hier muß ich euch bitten, doch ja recht zu merken und zu behalten, was ich euch darüber sagen werde.

Einige Teile unsers Leibes, wie z. B. die Lippen, die Nasen und die Brustwarzen, sind so außerordentlich zart gebaut, daß sie sehr leicht, und zwar auf eine gefährliche Weise, verletzt werden können. Wenn man daran drückt oder reibt oder sonst auf eine unnötige Weise sich etwas damit zu tun macht, so entsteht daraus der höchstgefährliche und traurige Schade, den man den Krebs nennt. Ihr werdet wohl schon gehört haben, worin diese fürchterliche Krankheit besteht und daß sie gemeiniglich unheilbar ist. Zu diesen Teilen unsers Körpers, die so leicht auf eine höchst gefährliche Weise verletzt werden können, gehören ganz vornehmlich auch diejenigen, welche die Schamhaftigkeit vor allen Menschen, ja vor sich selbst, zu verbergen gebietet und welche man daher die Schamteile zu nennen pflegt.

Kinder, ich bitte euch um eurer Glückseligkeit willen, diese Teile ohne Not niemals zu berühren, noch weniger daran zu reiben oder zu zerren oder damit zu spielen. Ihr würdet über kurz oder lang die allerschrecklichsten Folgen davon erleben.

Ich habe junge Menschen gekannt, die das nicht wußten und sich deswegen unaussprechlich unglücklich machten, weil sie nie gehört hatten, was es mit diesen zarten Teilen auf sich habe; so hatten sie sich unverständigerweise angewöhnt, mit den Händen oder sonst einer Weise daran zu reiben, zu drücken, zu zerren oder zu kitzeln; und weil ihnen das anfangs Vergnügen machte

und sie nicht gleich etwas Schmerzhaftes danach empfanden, so fuhren die Unglücklichen von einem Tage zum andern damit fort. Aber was erfolgte? Kinder, Gott ist mein Zeuge, daß ich euch die Wahrheit sage, so unbegreiflich euch die Sache auch, jetzt noch klingen mag – einige zehrten ab und wurden wie ein Schatten; andere bekamen Zuckungen oder das sogenannte schwere Gebrechen; einige wurden trübsinnig und melancholisch davon; andere verloren ihr Gedächtnis und ihren Mutterwitz, wurden einfältig und dumm, oft ganz verrückt; einige wurden mit Blindheit, andere mit andern schrecklichen Krankheiten und Leibesgebrechen dafür bestraft. O, ihr werdet euch noch mehr entsetzen, wenn ihr erst ein wenig älter sein werdet und man euch dann ein kleines Büchlein vorlesen wird, worin vor dieser höchstgefährlichen Sache gewarnt wird und welches den Titel hat: »Höchstnötige Belehrung und Warnung für Jünglinge und Knaben, die schon zu einigem Nachdenken gekommen sind.« Da werdet ihr Geschichten hören, bei welchen euch die Haare zu Berge stehen werden, und da wird man euch denn auch belehren, wie das eigentlich zusammenhängt und wie aus etwas, das eine bloße unbedeutende Spielerei zu sein scheint, solche erschrecklichen Folgen entstehen können.

Für jetzt glaubt mir auf mein Wort – und ihr wißt, daß ich euch immer die Wahrheit sage – daß nichts gefährlicher sei als jene geheimen Teile unsers Körpers auf irgendeine Weise zu reizen oder damit zu spielen. Haltet sie also nicht nur vor jedermann, sondern auch vor euch selbst geheim; berührt sie nie ohne Not und geht ja äußerst behutsam und schamhaft damit um. Einst, wann ich schon im Grabe liege, werdet ihr mir für diesen Rat noch danken und euch glücklich preisen, daß ihr ihn befolgt habt. Schreibt ihn daher durch folgenden Spruch recht tief in euer Gedächtnis ein:

Schamhaft sein und keusch und züchtig  
macht verständig, stark und tüchtig.

\* Man hat ein ähnliches Büchlein für die Töchter, und dieses heißt: »Höchst nötige Belehrung und Warnung für junge Mädchen zur frühen Bewahrung ihrer Unschuld«.

Philippine Engelhardt Die Freude des Wohltuns

4) Wie das kleine Hännchen springt,  
weil mirs bunte Blümchen bringt.  
O die größte Lust im Leben  
ist doch wohl, Geschenke geben!

Freuden schenken macht zwar Lust;  
doch dann klopft erst froh die Brust;  
wenn man kann den Armen retten –  
er hat oft gar keine Betten!

Hat kein Holz zur Winterszeit,  
hat nicht Arbeit, Brot und Kleid.  
Hungrig und erfroren weinen  
oft um ihn die armen Kleinen.

Wenn mit freundlich guter Art  
man ihm bringt, was man erspart,  
das sieht Gott von hoher Ferne  
und hat solche Kinder gerne.

Wollt ihr nun nicht fleißig sein  
und Belohnung sammeln ein?  
Dann könnt ihr zu Armen laufen –  
auch euch selbst was Schönes kaufen.

1787 (3)



Doppelseite aus dem „Bilder-ABC mit einigen Leseübungen“ (Stralsund 1788)



(1)

6) Johann Kaspar Lavater Pflichten gegen die Armen 1789 (3)

Der ärmste, der geringste Bettler kann euch oft einen Dienst erweisen, den ihr mit eurem halben Vermögen nicht bezahlen könntet, wenn ihr ihn erkaufen wolltet.

Vor einigen Jahren kam oft ein armer Mann in unser Dorf, dem einer von den Einwohnern immer viel Gutes tat. Dieser gutherzige Mann hatte einmal einige hundert Taler im Hause, womit er den andern Tag ein Feld bezahlen wollte, das er gekauft hatte. Er wollte sich eben des Abends zu Bette legen, als der Arme ganz außer Atem gelaufen kam und ihm insgeheim anzeigte, daß er eben im Walde zwei Bauern aus einem benachbarten Dorf belauscht hätte, als sie sich beredeten, ihm diese Nacht die Scheune in Brand zu stecken, um alsdann unter dem Lärmen sich in das Haus zu schleichen und ihm sein Geld zu rauben. Jener versammelte in dieser Not alle seine Freunde und versteckte uns bei der Scheune. Kaum hatten wir da eine Stunde gewartet, so kamen die Diebe und wollten das Feuer wirklich anlegen. Wie ergriffen sie aber, und sie wurden beide hingerichtet.

Wäre der Nachbar nun gegen den Armen nicht so mitleidig gewesen, so hätte sich dieser Arme vielleicht aus Verzweiflung selbst zu den Mordbrennern geschlagen, oder wenigstens wäre er nie gekommen, den Mann zu warnen, und der wäre nun wohl noch ärmer als der Bettler selbst. Laßt euch also genug sein, daß einer ein Mensch ist, um ihm zu helfen. Laßt ihr die Armen in der Not, so werden sie bald aus Hunger und Verzweiflung genötigt, euch zu berauben und zu bestehlen; helft ihr ihnen aber, so können sie euch selbst auf tausenderlei Art nutzen.

7) Johann David Büchling Arbeit bringt Glück (3) 1795

Lene diente bei einer Herrschaft. Sie mochte allein oder unter andern Dienstboten sein, so tat sie ihre Arbeit willig und mit Freuden. Wenn man sie ausschickte, hielt sie sich bei keinem Schwatzmarke auf, ging schleunig ihren Gang und kam schnell wieder nach Hause.

Einst kam Köchin Ursel in der Fleischerbank zu ihr und sagte: »Lene, ich kanns bei meiner Herrschaft nicht länger mehr aushalten.« »Warum denn nicht?« »Ja, ich soll als Köchin abspülen, auskehren, backen, Holz und Wasser tragen, kurz, ich sollte alle grobe Arbeit tun. Da wäre ich ja eine Närrin!« »Aber warum sind wir dann Dienstboten«, erwiderte Lene, »wenn wir nicht arbeiten wollen? Arbeit macht gesund und stark, und dazu haben wir unsre geraden Glieder. Doch ich kann mit dir nicht länger plaudern; denn ich habe zu Hause die Hände voll Arbeit. Behüte dich Gott!«

Dieses Gespräch hörte jemand, der zu Lenens Herrschaft kam, und erzählte es der Frau.

Seit der Zeit hatte sie die Frau noch lieber als zuvor; sie gab ihr nebst dem Lohne unter dem Jahre bald etliche Ellen Leinwand zu einem Hemde, bald ein Paar Strümpfe, ein Halstuch und dergleichen.

Lene wurde aber auch ihrer Arbeitsamkeit wegen bald in der ganzen Nachbarschaft bekannt.

Unter anderen bemerkte ein braver Bürger ihren Fleiß, heiratete sie und hauste friedlich und gut mit ihr.

Gemeinlich hörte man Lenen schon in aller Frühe beim Spinnrade singen:

»Wer sich in die Stühle lehnt,  
lang schläft und bei der Arbeit gähnt,  
der hat einst große Not.  
Wer aber früh vom Bett aufsteht  
und munter zu der Arbeit geht,  
der hat sein täglich Brot.«

[in der Fleischerbank: auf dem Fleischmarkt]

8

## Über die Reinlichkeit (2)

Aus Aeg. Jais, »Schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder«. Seit 1792. – Aegydius Jais (1750–1822), Benediktiner, Professor in Salzburg, Erzieher, hatte mit seinen oft aufgelegten und viel nachgedruckten Gebetbüchern und Kindererzählungen viel und verdienten Erfolg. Seine »Schönen Geschichten« erschienen 1822 in siebenter rechtmäßiger Auflage, während ein Nachdruck der Dollschen Buchhandlung in Wien von 1807 schon als 14. Auflage bezeichnet ist.

Ein reicher Mann hatte sieben Kinder, die recht zu bedauern waren. Denn fast alle waren kränklich, oder doch von Angesicht bleich und mager, und keines wollte wachsen. Wenn sie in die Schule kamen, wollte kein anderes Kind bei ihnen sitzen, weil sie einen unangenehmen Geruch von sich gaben, und sich beständig juckten. Man sah sie auch nie recht fröhlich und munter. Sie mußten auf Verordnung des Arztes bald dieß, bald das brauchen und einnehmen. Ihr Vater gieng seinem Gewerbe nach, und überließ alle Sorgen den zwey Dienstmägden, die aber noch sehr jung waren, andern Dingen nachgiengen, und gleichwohl Kinder, Kinder seyn ließen. Die Mutter war fast beständig krank.

Nun geschah es, daß eins von den größern Kindern zum Sterben krank wurde. Man ließ den Pfarrer rufen. Er war noch nicht lange an diesem Orte, und kam jetzt das erstmal in ihr Haus. Er sah sich bald genug, wie es da zugieng. Die Eltern klagten ihm wehmüthig, daß sie mit ihren Kindern so unglücklich wären. »Liebe Leute, sagte der Pfarrer, mich wundert es nicht, daß eure Kinder so elend sind. Es kann ja nicht anders seyn, da es in eurem Hause (nehmet es mir nicht übel) so unsauber zugeht, und eure Kinder ganz verwahrloset, und voll Schmutzes sind. Die Wäsche fault ihnen ja an dem Leibe; sie sind weder gekämmt, noch gewaschen; man sehe nur ihre Hände, ihre Kleider an!« Die Eltern entschuldigten sich; der Vater, daß er unter Tags selten zu Hause wäre, und seinen Geschäften nachgehen müßte; die Mutter, daß sie selbst die meiste Zeit bettlägerig wäre; sie hätten deswegen ihre Dienstmägde, daß sie der Kinder pflegen und warten sollten. »Dienstbothen, versetzte der Pfarrer, haben selten so viel Verstand, oder so viel Liebe zu den Kindern, daß man sich darauf verlassen könnte. Die Kinder sollten selbst frühzeitig zur Reinlichkeit angehalten werden; denn auch die Eltern können nicht beständig nachsehen.« Er gab dann den Kindern einen schönen Unterricht, wie sie sich in allen Stücken sauber und reinlich halten sollten, und schickte ihnen hernach ein Büchlein ins Haus, in welchem dieß Alles umständlich angezeigt war.

Die Kinder sahen bald besser aus, sie wurden in kurzer Zeit ganz frisch und munter, und brauchten künftig weder Arzt noch Arzneimittel mehr.

Reinlichkeit erhält den Leib,  
Zieret Kinder, Mann und Weib.

9

Die zwey und zwanzigste Fabel,

(1)

## Von dem Wolf und der Schweins-Mutter.



Die Schweins-Mutter, welche eben an dem war, daß sie junge Ferklein werfen sollte, wurde von einem Wolf besucht, der sich angebotten, sie zu bedienen, bey ihrer Niederkunft an die Hand zu gehen, und für ihre Jungen sondersbare Sorge zu tragen. Die Schweins-Mutter, welche durch die Gegenwart eines so gefährlichen Feindes ganz bestürzt war, antwortete: daß sie wegen seiner Anerbietung gar sehr danke, was sie anbelangt, habe sie niemand zur Bedienung nöthig. Der größte Dienst aber, den er ihr erzeigen könnte, bestünde darinnen, wann er sich alsobald fort machen, und sie samt ihren Jungen in Frieden lassen wolte.

Aesop - Fabeln 1747

10

Amadeus Ziehnert Die unvorsichtige Marie

1817

(3)

Schon hatte der Dorfwächter die zehnte Stunde abgerufen, und die Kinder wollten noch immer nicht zu Bette. Sie fürchteten, auch des Veters Wohnung möchte des Nachts zu brennen anfangen. Der Vetter tröstete sie und sagte: »Das Gewitter ist längst vorbei, es wird also kein Blitz meine Wohnung anzünden. Böse Menschen gibt es hier auch nicht, die es tun werden, ihr könnt also ruhig schlafen, wenn wir nicht etwa selbst das Haus anbrennen.« Die Kinder erschraken, und Sione meinte, sie würden es wohl alle nicht tun.

»Und doch«, fuhr der Vetter fort, »hat ein kleines Mädchen wie du, Sione, ihrem Vater das Haus angezündet, das ihr vorhin brennen saht.« »Die muß ihren Vater gar nicht lieb haben«, entgegnete unwillig Sione, »daß sie ihm sein Haus anzündet.« »Sie hat ihn recht sehr lieb. Sieh, liebes Kind, es ist nicht ihr Wille gewesen, daß das Haus brennen sollte, sondern sie hat es aus Unvorsichtigkeit getan. Ihr Vater ist diesen Abend von einer Reise zurückgekommen. Darüber freut sich die kleine Marie, so heißt das Mädchen, recht herzlich; und weil sie weiß, daß es ihrem Vater viel Vergnügen macht, wenn sie unterdes hübsch fleißig gewesen ist, so läuft sie mit dem brennenden Wachsstocke in die Kammer, um ihre fertig gestrickten Strümpfchen zu holen und sie dem Vater zu zeigen. Vor Freude vergißt sie, den Wachsstock wieder mitzunehmen. Er brennt herunter und ergreift die Wäsche, die Marie nahe dazu gelegt hatte. Das Feuer wird nun immer größer, bis schnell die ganze Kammer brennt. Hätten wir nicht die schöne neue Spritze gehabt, so wäre gewiß das ganze Haus und vielleicht mehrere ganz weggebrannt. Seid also, liebe Kinder, recht vorsichtig mit Licht und Feuer, daß ihr eure Eltern und Nachbarn nicht zu Schaden bringt.«

Die Kinder versprachen es und legten sich schlafen.

11

E. W. H. Lange  
 Folgen der Mäßigkeit und der Unmäßigkeit (3) 1826

Lisette machte sich schon als Kind eine schöne Tugend eigen. Mäßigkeit war der Hauptzug ihres Charakters und brachte ihr Ruhe und Glück in allen Verhältnissen ihres Lebens. Lisette kam oft zu einem Verwandten, wo man ihr die besten Eßwaren im Überfluß vorsetzte; immer aß sie nur einen kleinen Teil davon; sie sagte: »Meine Mutter spricht, wer den Magen zu sehr überladet, wird leicht krank, darum will ich nicht zu viel auf einmal essen, damit ich nicht krank werde.« Mit jedem Geschenk, welches ihr die Mutter machte, war sie zufrieden und dankte herzlich dafür. So bekam sie einmal an ihrem Geburtstage ein Gesteck neuer Stricknadeln und ein Viertelfund Garn. »Sieh«, sagte sie zu Nettchen, welche sie eben besuchte, »sieh, wie mich meine gute Mutter beschenkte, wie will ich nun stricken! Betrachte einmal diese Stricknadeln; nicht wahr, sie sind schön und gut? Und sieh nur, dieses feine Garn! Ach, wie freue ich mich auf das Paar Strümpfe, das ich mir davon stricken werde. O, ich habe eine Freude – eine Freude! Ich kann es dir gar nicht sagen, wie sehr.« Nettchen lächelte spöttisch und versetzte: »Nun wahrhaftig, dir kann man bald eine Freude machen. Welch ein unbedeutendes Geschenk! Und du machst so viel Aufhebens davon? Vorige Woche, an meinem Geburtstage, da bekam ich zwei seidene Halstücher, feine Kopfzeuge, prächtige Bänder und Spitzen, ein Stück Kattun und ein Stück Musselin zu einem Kleide. Aber dies alles war mir nicht genug, ich sagte gleich zu meiner Mutter, wenn ich nicht noch ein Stück Atlas dazubekäme, so hätte das ganze Geschenk für mich keinen Wert.« – So unmäßig in ihrem Verlangen war Nettchen in allem. Wenn sie noch so viel gegessen hatte, so verlangte sie noch Obst und Zuckerwerk und überlud ihren Magen oft so, daß sie ein paar Tage krank davon blieb. Dieser Hang zur Unmäßigkeit war für solche noch von den schädlichsten Folgen und die Ursache, daß sie in den schönsten Jugendjahren eine Beute des Todes wurde.

Einst befand sich Nettchen auf einem Ball, tanzte auf demselben unmäßig und ließ sich durch keine Ermahnungen ihrer Freundinnen abhalten. Tags darauf bekam sie einen Bluthusten, und die Heilkraft der Mittel, welche man dagegen anwandte, schwächte zwar ihren Hang zum unmäßigen Genießen mancher Dinge, welche ihr jetzt doppelt schädlich waren; allein der Bluthusten erneuerte sich immer wieder, und Nettchen starb an der Schwindsucht als ein Opfer ihrer Unmäßigkeit.

Lisettes Mäßigkeit wurde eine unversiegbare Quelle stiller Freuden für sie. In allen weiblichen Arbeiten wurde solche sehr geschickt; besonders wurde sie eine der vorzüglichsten Strickerinnen. Diese Kunst verschaffte ihr ein reichliches Auskommen, und da sie mäßig in allem blieb, so konnte auch ihre Mutter gemächlich von ihrem Erwerb mit leben. Oft sagte sie: »Das ist mein größtes Entzücken, daß meine Mäßigkeit mir Mittel verschafft, meiner guten Mutter Freude zu bereiten.«

Nicht Schwelgerei erhält den Seelenfrieden,  
 nicht teure Kost verleiht Fröhlichkeit.

Die Ruhe stirbt, wenn herrschen die Begierden,  
 das wahre Glück wohnt bei der Mäßigkeit.

[Kopfzeuge: Hauben]

12

Felix Sternau Ernestine (2)

1826

In vielen kleinen Städten pflegen die Jungfrauen in der Nacht vor Neujahr Blei zu gießen und sich daraus teils im Scherz, teils im Ernst ihr künftiges Schicksal zu prophezeien. Wenn man nämlich über dem Feuer Blei in einem eisernen Löffel zerschmelzen läßt und gießt es schnell ins Wasser, so bilden sich daraus allerlei Figuren, die dann jeder nach Belieben auslegt. So sieht z. B. ein Mädchen eine Figur, die, wie sie meint, fast einem Pfarrer gleicht; sie ist daher überzeugt, daß sie dereinst einen Pfarrer zum Manne bekommen wird. Eine andere glaubt, eine Waage gegossen zu haben, und rechnet daher auf einen Kaufmann.

Herr Salzmann hielt aber einen solchen Aberglauben eines verständigen Menschen und eine solche Neugierde einer sittsamen Jungfrau für unwürdig. »Einer jeden«, sagte er, »wird der Himmel geben, was ihr bestimmt ist, eine Bleigießerin ist aber keines braven Mannes wert.« Er mahnte daher ernstlich seiner Tochter Ernestine von einer solchen Torheit ab.

Ernestine hatte aber schon ihr Wort, auf den Abend Blei zu gießen, einigen Freundinnen gegeben, die mit ihren Eltern den Silvesterabend zubringen sollten. Sie antwortete daher weiter nichts auf die Rede ihres Vaters und dachte im Herzen, es sei ja nur ein Späßchen, von dem niemand etwas erfahren werde.

Nachts um zwölf Uhr, nachdem die Gesellschaft sich mit einem fröhlichen Glückwunsche zum Neuen Jahr begrüßt hatte und die Punschgläser aufs Neue gefüllt waren, schlichen sich die drei Freundinnen heimlich hinauf in Ernestines Schlafzimmer, wo schon eine Pfanne voll Kohlen und alles, was sie sonst noch bedurften, in Bereitschaft stand.

Es wurde sogleich das Blei über das Feuer gebracht. Die Mädchen bliesen, so sehr sie konnten, die Kohlen, aber das dicke Stück Blei wollte nicht in Fluß geraten. Indessen hörte man jemand die Treppe heraufkommen, und Ernestine glaubte den Gang ihres Vaters zu erkennen. In der Angst, von ihm auf der verbotenen Tat ertappt zu werden, verlor sie so ganz den Kopf, daß sie die Glutpfanne mit allem, was dazu gehörte, unter ihre Bettstelle versteckte. Es war wirklich der Vater, der heraufgekommen war, weil er etwas vermutete. Beim Eintritt in das Zimmer glaubte er auch, Kohlendampf zu riechen, allein die Mädchen ließen es nicht gelten und behaupteten, nichts Unrechtes vorgenommen zu haben.

In diesem Augenblick rief die Mutter Ernestinen; sie ging, und ihre Freundinnen folgten ihr. Auch der Vater verließ das Zimmer, und die glühenden Kohlen blieben unter dem Bette.

Ernestine machte sich wieder frei, sobald sie konnte, nahm ein Licht und eilte die Treppe hinauf in die Schlafkammer. Sie kam schon zu spät. Ein dicker Qualm dampfte ihr, als sie die Tür öffnete, aus dem Zimmer entgegen, und sowie das Feuer Luft bekam, schlugen die Flammen unter dem Bette hervor. Ernestine, in Gefahr zu ersticken, wollte zurück, ließ den Leuchter fallen und stürzte mit einem durchdringenden Schrei zu Boden.

Alles eilte jetzt hinauf. Schon stand das ganze Zimmer in Flammen, die Kleider der Unglücklichen brannten, und die Haare waren ihr von dem Kopfe weggesengt. Ihr Leben wurde zwar gerettet, drei Wochen schwebte es aber in Gefahr, und sie mußte mit den entsetzlichsten Schmerzen ihre Unbesonnenheit büßen. Die ganze obere Hälfte des Hauses ging in Feuer auf, so daß Ernestines Eltern einen bedeutenden Schaden erlitten.

13

**Schauerhafte Moritat  
ausgeführt vom jähzornigen Nickel, als abschreckendes Bei-  
spiel für alle zornigen Kinder**  
1849

In einer großen deutschen Stadt,  
worin es viele Kinder hat,  
war Nickel einst sehr wohlbekannt;  
in jedem Haus, im ganzen Land,  
sprach jedermann mit Abscheu nur,  
von Nickels zorniger Natur.

Wie weit der Zorn oft führen kann,  
seht ihr an diesem kleinen Mann;  
kaum konnt' er auf den Füßen steh'n,  
mit Mühe ein paar Schritte geh'n,  
da wollt' er schon, daß seinen Will'n  
man plötzlich sollte ihm erfüll'n.

Und wenn man dieses unterließ,  
so schlug er, kratzte, trat und biß  
vor Wut und Ingrimms jeden, der  
ihm grade in der Nähe wär'.  
Wie fürchterlich, ihr lieben Leut'  
war doch des Nickels Zornigkeit!

Die Nachbarkinder mieden ihn,  
weil er nicht war nach ihrem Sinn,  
und die Geschwister sämtliche,  
Franz, Joseph, Carl und Julie,  
die Tiere selbst im ganzen Haus,  
sie standen viel von Nickel aus.

So trieb er es Jahr aus, Jahr ein,  
zu seiner Eltern großer Pein;  
viel ärger ward's von Tag zu Tag,  
bis endlich er – durch einen Schlag  
mit scharfem Beil des Bruders Kopf  
gespalten hat, der arme Tropf!

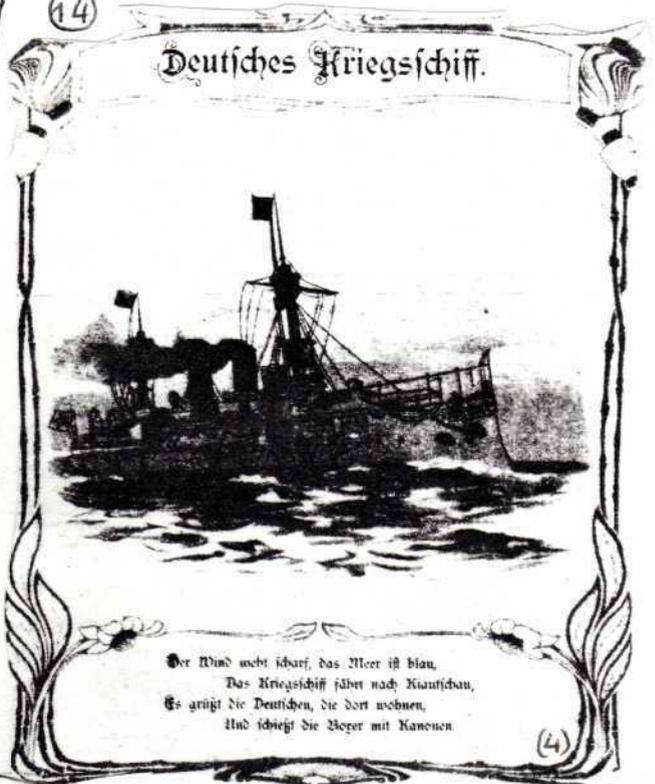
Gleich kommt die Polizei herbei,  
und schleppt ihn fort, trotz dem Geschrei  
von Alt und Jung, von Groß und Klein,  
in das Gefängnis muß er 'nein;  
mit Ketten schwer und ganz voll Rost,  
sitzt er nun fest bei schmalen Kost.

Das Urteil wird bald publiziert,  
und er auf das Schaffott geführt;  
ein Galgen ist für ihn erricht,  
das ist 'ne traurige Geschichte,  
daran stirbt er den Henkerstod,  
o Kinder! Welche große Not!

So geht es, wenn mit Leidenschaft  
die Menschenkinder sind behaft.  
Hätt' Nickel seinen Zorn gebrochen,  
wär' dieses Urteil nicht gesprochen;  
drum lieben Kinder merkt es euch,  
der Zorn führt nicht in's Himmelreich!

(3)

14



Der Wind weht scharf, das Meer ist blau,  
Das Kriegsschiff fährt nach Kiautschau,  
Es grüßt die Deutschen, die dort wohnen,  
Und schießt die Beyer mit Kanonen

15

**Paul Koch Die Helden vom »Iltis«** [1896] (4)

An der chinesischen Küste war fast fünfzehn Jahre lang ein deutsches Kanonenboot stationiert, das den Namen »Iltis« trug. Oft hatte das kleine Fahrzeug unter seinen im Laufe der Jahre wechselnden Kommandanten Gelegenheit gehabt, in hervorragender Weise für die Ehre seiner Flagge einzutreten, und an der ganzen Küste erfreute der »Iltis« sich hohen Ansehens und war überall ein gern gesehener Gast.

Im Juli 1896, nachdem nicht lange vorher Kapitänleutnant Braun das Kommando des Kanonenbootes übernommen hatte, erhielt der »Iltis« vom Admiral der deutschen Kreuzerdivision den Befehl, von Tschifu aus eine Auskundschaftsfahrt längs der Shantungküste zu unternehmen. Am 23. Juli morgens trat der »Iltis« seine Reise bei keineswegs stürmischem Wetter an, und niemand ahnte, daß er von derselben nicht zurückkehren sollte. Am späten Nachmittag wurde das Fahrzeug von den Leuchtturmwärtern bei Kap Shantung zuletzt gesehen. Im Laufe des Tages waren Wind und Regen aufgekommen, und die Segelführung ließ die Leute auf dem Leuchtturm erkennen, daß man an Bord auf das sich verschlechternde Wetter gute Obacht hatte.

Die Schiffsmannschaft ließ sich unterdessen den Wogenprall draußen nicht weiter verdrießen; man war schon bei schlimmerem Sturm gefahren, und das Schiffchen hatte, wenn auch einmal ein Brecher überkam, bisher jede Prüfung wacker überstanden. In den späteren Abendstunden wurden Sturmsegel untergeschlagen und gesetzt, dann erhielt die Freiwache Hängematten, und bald vergaßen die seegewohnten Schläfer die unbehagliche Umgebung, das Heulen des Windes und das Rauschen der wild wogenden See. Die Maschine arbeitete unterdessen mit ganzer Kraft. Leider waren einige Heizer krank und mußten durch ungeübte Matrosen vertreten werden; doch gelang es, die erforderliche Maschinenleistung zu erreichen, und wenn auch das Schiffchen stark überlag und viel Wasser das Deck überflutete, ging es doch unverdrossen seinen Weg. Um 10 Uhr abends wurde »Alle Mann« gepfiffen: es galt, die Segel zu bergen; gleichzeitig ließ der



16

Kommandant die Maschine langsamer gehen, und die Mannschaft schloß daraus, daß der »Iltis« frei von den Klippen des Shantungvorgebirges war und daß Schiff wie Besatzung in der stürmischen Nacht geschont werden sollten. Die gute Hoffnung sollte nicht lange währen; eine halbe Stunde später durchdröhnten zwei starke Stöße das ganze Schiff, und der Kommandoruf: »Alle Mann aus dem Zwischendeck, das Schiff sitzt fest!« weckte auch die letzten Schläfer. Der Rückzug aus dem Schiffsraum vollzog sich in bester Ordnung; an der Maschine, wo das Wasser den Heizern rasch bis an die Brust stieg, erkannte man am ersten, daß das Schiff verloren war, doch trat keinerlei Verwirrung ein. Ein Arrestant wurde freigelassen, der Lazarettgehilfe holte Schwimmwesten für seine Kranken, und wenn auch das Mannschaftsluk durch das darüber gefallene Hühnerhaus verbarrikadiert war, gelangte doch alles glücklich an Deck. Oben freilich winkte den Männern vom »Iltis« kein Hoffnungsstern. In der stockfinstern Nacht vermochte man trotz des strömenden Regens und des Gisches der Wogen schwarze, zackige Felsen in der weißen Brandung zu erkennen, und schon begann es in dem schwer arbeitenden Schiff zu bersten und zu krachen. Nach kurzer Zeit brach das Wrack auseinander, und das bis dahin noch schwimmende Hinterschiff wurde neben das festsetzende und sich schnell auf die Seite legende Vorschiff geworfen.

In dieser höchsten Not geschah etwas Ergreifendes. Noch stand Kapitänleutnant Braun aufrecht auf der Kommandobrücke im Hinterschiff, und in dieser Todesstunde forderte er die Besatzung auf, ihre Treue bis zum letzten Augenblick durch ein Hurra für Seine Majestät den Kaiser zu besiegeln. Kaum war der donnernde Ruf verhallt, da spülte die nächste Woge den tapfern Kommandanten von seinem Posten fort, und die verlorene Mannschaft suchte einen letzten Halt an den Resten der Takelung. Und noch einmal zeigte es sich, wie deutsche Männer zu sterben wissen. Der Oberfeuerwerksmaat Raehm hatte bis zum letzten Augenblick Raketen und Sturmssignale abgebrannt, in der Hoffnung, daß vielleicht vom Lande her den Schiffbrüchigen Hilfe komme. Als er sah, daß alles verloren war, erhob er noch einmal seine Stimme, aber nicht zu unmännlichem Klagen, sondern hell und rein klang über die brausenden Wogen hin das prächtige Flaggelied: »Hoch weht die Flagge schwarz-weiß-rot an unsers Schiffes Mast.« Staunend horchte alles auf, dann fiel ein gewaltiger Chor ein und sang mit bis zu den letzten Worten des Liedes: »Ihr wollen wir treu ergeben sein, getreu bis in den Tod« – dann brach das Hinterschiff auseinander, und die Sänger samt und sonders verschlang die Flut. Nur zwei Mann spülte eine gewaltige Welle ans Ufer. Auf dem gekenterten Vorschiff harreten zehn Mann die Nacht und den folgenden Tag und noch eine Nacht aus. Einen riß eine Welle fort, doch wurde auch er aufs Land geworfen; die übrigen wurden am nächsten Tage von Chinesen aus einem naheliegenden Dörfchen mit großer Mühe geborgen.

Von den 71 Verunglückten vom »Iltis« wurden nur 27 Leichen gefunden, zum Teil in so zerschmettertem Zustande, daß sie als »Unbekannt« eingesargt werden mußten. Sie ruhen in einem gemeinsamen Grabe unweit des Strandungsortes; der deutsche Leuchtturmwärter hat die Pflege der Ruhestätte und des von den Kameraden gestifteten Denksteines übernommen. Ein zweites, von den Landsleuten in der Heimat gestiftetes, stimmungsvolles Denkmal erinnert in Shanghai an das ruhmvolle Sterben der Männer vom »Iltis«, die, getreu bis in den Tod, sich die Krone des Lebens erwarben.

[Das Kanonenboot »Iltis« ging 1896 tatsächlich an der chinesischen Küste unter / Kiautschou an der Südwestküste der chinesischen Halbinsel Shantung wurde 1898 vom Deutschen Reich für 99 Jahre gepachtet; 1914 von Japan erobert, 1922 an China zurück]

Aasgeier ziehn in großer Schar raubgierig um den deutschen Aar.

Der Belgier spitzt sein Ohr, die dicke Berta pocht an's Tor.

In's Feld zieht General Castelnau mit Cavallerie und Chassepot.

Deutschland mit guten Waffen ficht, Dum-Dumgeschosse führt es nicht.

Der Emmich ist ein tapfrer Mann, die »Emden« aber auch was kann.

Voll Freuden springt man auf die Füße, die Feldpost bringt der Frauen Grüße.

Der Goltz als Belgiens Gouverneur gibt den Gewinn nicht wieder her.

Der Hindenburg siegt immer noch, dem tapfren Helden unser Hoch!

Der Joffre lief bei Lagarde davon und bei Maubeuge sein Freund Sir John.

Der Kranken Trost ist ohne Gleichen des Roten Kreuzes Friedenszeichen.

Der Landsturm zieht zum Kampf hinaus, am Helm der Liebsten Blumenstrauß.

England haßt unsre Minen sehr, Rußland Masurens Seen noch mehr.

Nichts Neues vor Paris bekannt, Namur ist auch in unserer Hand.

Oesterreich von deutschem Geist beseelt, im Osten auf die Ordnung hält.

Poincaré! Nun hüt' dich fein! bald ziehn wir in Paris hinein.

Bei St. Quentin die Feinde fliehn, In England zittert King und Queen.

Prinz Rupprecht führt ein tapfres Heer, das Raufen liegt den Bayern sehr.

Sechs Söhne und ein Schwiegersonn erkämpfen ihm den Siegerlohn.

Des Tapfern Trost ist stets aufs Neue der deutschen Frauen Lieb und Treue.

Ulanen stehn auf ferner Wacht, U. 9, du hast's famos gemacht.

Ein einig Volk hält Wacht am Rhein, lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Der Prinz von Wales in guter Ruh' dem Weltkrieg sieht von Weitem zu.

Auf IX ist schwer ein Vers zu finden, ein Ypsilon hat Grey von hinten.

Der Zar führt selbst das Russenheer, Der Zeppelin fliegt über's Meer.

[Aar: Adler / dicke Berta: schweres deutsches Geschütz / Castelnau, Emmich, Goltz, Hindenburg, Joffre, Sir John, Prinz Rupprecht: franz., Emden: dtisches Kriegsschiff / Chassepot: franz. Infanteriegewehr / Die St. Quentin: Schlachtort / Lagarde, Maubeuge, Masuren, Namur, 9: dtisches Unterseeboot / Poincaré: Staatspräsident von Frankreich / U: engl. Außenminister] Prinz von Wales: engl. Kronprinz / Grey:

17



Den Lehrer sollst du herzlich lieben,  
 Durch Ungehorsam nie betrüben.  
 Das ist des Kindes erste Pflicht;  
 Wer's nicht tut, ist ein Bösewicht.

Seite aus „Büchlein merk dir's fein oder der gute Ton in der Schule“ mit Zeichnungen von der Künstlerpresse Dresden (Leipzig 1921)

(1)

18

### Hermynia zur Mühlen Die Brillen

(4) 1930

Es war einmal ein großes, reiches Land, in dem herrschte stets Ruhe und Ordnung. Obgleich es auch in diesem Lande Arme und Reiche gab und die Armen von den Reichen ausgebeutet wurden, hörte man doch niemals ein Wort der Klage, geschweige denn Murren oder Drohungen. Der König saß dick, fett und vergnügt auf seinem goldenen Thron, die Bürger lebten dick, fett und vergnügt in ihren schönen Häusern, und die Armen schufteten geduldig zwölf Stunden am Tag in den Fabriken und auf den Feldern, und wenn sie hungrig blieben und der Lohn nicht langte, schienen sie es gar nicht zu bemerken.

Dies aber kam so. Vor vielen hundert Jahren hatte in diesem Land ein böser Zauberer gelebt, ein Freund des Königs. Dieser Zauberer vermochte in die Zukunft zu schauen und ahnte, die Armen würden sich nicht immer wie Tiere behandeln lassen, eines Tages würden sie ihr Recht fordern, und dann werde es mit der Herrlichkeit der Könige und der Bürger vorbei sein. Dies wollte er verhindern. Sein ganzes Leben lang saß der Zauberer in seiner Arbeitsstube, schnitt Glas in kleine runde Scheiben, gab ihnen verschiedene Färbungen und verfertigte aus ihnen Brillen. Dann gebot er dem König, er und seine Nachfolger mögen dafür sorgen, daß jedem neugeborenen Kind sofort eine Brille aufgesetzt werde, die es bei Todesstrafe nicht abnehmen dürfe.

In einem ungeheuren Raum lagen sorglich auf Holzwolle gebettet unzählige Brillen. Ein Nachkomme des Zauberers waltete hier, ihm wurde sogleich die Nachricht gebracht, wenn ein Kind auf die Welt gekommen war, und dann wählte er die entsprechende Brille und setzte sie selbst dem Kind auf das Näschen oder ließ dies von einem seiner Beamten besorgen.

Die Brillen waren aber gar verschiedener Art. Die kompliziertesten waren jene, die den Kindern der Armen aufgesetzt wurden; an diesen Brillen hatte der alte Zauberer fast fünfzig Jahre gearbeitet, bis sie ihm endlich gelangten. Die Gläser waren derart geschliffen, daß die durch sie blickenden Armen ihre Brüder und Schwestern ganz klein und hilflos und als minderwertige Ge-

schöpfe sahen, schauten sie jedoch auf die Bürger und gar auf den König, so deuchten diese sie, durch die Brille gesehen, mächtige, fast gottähnliche Wesen, denen alles Gute der Welt zukommt, deren Macht niemand widerstehen kann und die das Recht haben, alle andern zu ihren Knechten zu machen. Auch die richtige Färbung der Brillen hatte dem alten Zauberer viel Kopfzerbrechen verursacht; sie mußte nämlich so sein, daß der Brillenträger, sein elendes Kellerloch betrachtend, dieses für ganz behaglich und schön hielt, andererseits aber durfte er, wenn er an den Häusern und Gärten der Bürger, an den Schlössern und Parks des Königs vorbeikam, nicht deren Pracht und Herrlichkeit erkennen, weil er sonst am Ende unzufrieden geworden wäre.

Die Anfertigung der für die Bürger bestimmten Brillen war dem Zauberer leichter gefallen, hier hatte er nur ein wenig Gold oder Silber mit dem Glas vermischen brauchen, damit der Bürger, wohin auch immer er blicken möge, stets nur Gold und Silber, aber niemals lebende Menschen sah. Diese Gläser waren auch so geschliffen, daß es dem Bürger, wenn er Arbeiter betrachtete, erschien, sie seien Maschinen, ausschließlich zu seinem Nutzen angefertigt.

Am leichtesten fiel es dem Zauberer, die Brille für den König zu machen. Diese brauchte gar nicht geschliffen zu werden, wurde bloß einmal in das Blut des grausamsten und zweimal in das Blut des dümmsten Menschen getaucht, der jemals gelebt hatte, und schon sah der König durch sie alles, was Könige zu sehen pflegen, und sah es so, wie es sich für einen König zu sehen geziemt.

Dann gab es noch eine kleine Anzahl großer, rosig gefärbter Brillen, die aber sehr selten gebraucht wurden; in den dreihundert Jahren, die seit dem Tode des alten Zauberers verflossen waren, hatten dessen Nachkommen sie bloß drei Menschen auf die Nase zu setzen gebraucht. Diese Brillen waren für jene merkwürdigen Leute, deren Augen trotz der gewöhnlichen Brillen dennoch etwas von der Wirklichkeit sahen.

Da hatte es zum Beispiel einmal einen jungen Dichter gegeben, der war Hofpoet, lebte am Königshofe herrlich und in Freuden

und war von allen Bürgern geachtet und geehrt. Er schrieb schöne Gedichte zum Preise des Königs und dessen weiser Regierung, und auch frohe Lieder für die Bürger, in denen er deren Tugenden lobte. Man hätte glauben sollen, der junge Dichter sei der glücklichste Mensch auf der Welt, und wirklich schaute er auch durch seine silbergefleckte Brille gar fröhlich drein. Die Bürger freilich störte es trotz aller Achtung, daß der Dichter nicht so schön fett werden wollte wie sie, aber da er ja doch ein Dichter war, verziehen sie es ihm.

Nun aber geschah es, daß sich der Dichter einmal ins Armenviertel verirrt. Es war ein herrlicher Sommertag, und die Sonne schien so heiß, daß auf dem einen Brillenglas das Silber schmolz. Da sah der Dichter mit einem Auge die Wirklichkeit, und sie erschreckte ihn so sehr, daß er laut aufschrie. Er sah müde, schufende Menschen, hagere, kranke Frauen, verkümmerte, hungernde Kinder, ihm schien, dies habe außer ihm noch niemand gesehen, und er müsse es allen verkünden. Er lief zu den Bürgern, vergrub weinend den Kopf in die Hände und erzählte ihnen das Furchtbare, was er geschaut. Sie lachten und meinten, er sei wohl von der Hitze verrückt geworden. Da blickte er auf, und sein eines Auge sah die Wirklichkeit. Er schrie den Bürgern zu: »Räuber! Mörder!« und rannte zum König, denn dort hoffte er Hilfe zu finden. Da er jedoch den König auf dem Thron sitzen saß, mußte er aufbrüllen: »Du böser, grausamer Trottel! Mit welchem Recht sitztest du hier auf dem Thron?!«

Der Dichter wurde gefesselt, fortgebracht und wäre bestimmt auch hingerichtet worden, hätte nicht der Zauberer, der Brillenverwalter, für ihn ein gutes Wort eingelegt und dem König erklärt, woher das Unheil komme. So wurde denn der tobende Dichter zum Zauberer geschleppt, dieser setzte ihm eine rosige Brille auf die Nase und sprach: »Deine alte Brille war verdorben, Freund, deshalb glaubtest du so erschreckende Dinge zu sehen. Geh nun auf die Straße, blicke dich um, und du wirst deinen Irrtum erkennen.«

Der Dichter gehorchte, und nun, durch die rosige Brille betrachtet, deuchte ihn wieder alles gut und schön. Die Armut erschien ihm als etwas Verklärtes, Heiliges, er dachte: »Arbeit ehrt und adelt, wie glücklich sind die Menschen, die sich zwölf Stunden am Tag adeln dürfen.« In den Bürgern erkannte er seine tugendhaften Freunde wieder, und als er vor den König trat, blendete ihn dessen Glanz, und er sank voller Ehrfurcht auf die Knie. Nach diesem Vorfall gab es im ganzen Land wieder viele, viele Jahre Ruhe und Ordnung.

Doch als der junge Dichter ein alter Dichter geworden war und im Sterben lag, streifte er die Brille von den brechenden Augen, und in dieser Sekunde glaubte er wieder zu schauen, was er an jenem Sommertag gesehen. An seinem Bett saß eine junge Magd, die ihn treu gepflegt hatte. Der Dichter griff nach ihrer Hand und stammelte: »Die Brillen, nehmt die Brillen ab. Seht!« Dann starb er.

Die junge Magd kehrte versonnen und etwas verwirrt zu den Eltern heim. Sie hatte zwar die Worte des Sterbenden nicht recht verstanden, denn die Brillen beeinflussten nicht bloß die Augen, sondern auch das Gehirn, doch blieben sie ihr im Gedächtnis haften, und sie fragte sich bisweilen, wie wohl die Welt aussehen möge, wenn man sie ohne Brille betrachtete?

Bald darauf heiratete sie einen Schuster, und als ihr erstes Kind, ein prächtiger Knabe, zur Welt kam und sie dessen große leuchtende Augen sah, fielen ihr abermals die Worte des Dichters ein und sie dachte betrübt, es sei gar schade, diese schönen Augen hinter einer häßlichen Brille zu verstecken. Doch ging es nicht anders, der Zauberer kam, setzte dem kleinen Fritz die Brille aufs Näschen, und damit war alles in Ordnung.

Aber es war seltsam, der kleine Fritz wollte die Brille nicht dulden, er versuchte immer wieder, sie abzunehmen, so daß die El-

tern ewig fürchten mußten, dies werde ihm einmal gelingen, er werde ohne Brille auf die Straße laufen, von den Hütern der Ordnung so ertappt und gemäß den Gesetzen des Landes hingerichtet werden. Aber alles Bitten und Drohen fruchtete nichts; sobald Fritz allein war, riß und zerrte er an der widerlichen Brille, die man ihm am Hinterkopf auf kunstvolle Weise befestigt hatte.

Als der Knabe schon fast erwachsen war, gelang es ihm bisweilen, die Brille abzureißen, dann sahen seine erschrockenen Augen furchtbare Dinge: Elend und Not und hilflose Ohnmacht auf der einen, Reichtum, Wohlleben, Pracht und Ungerechtigkeit auf der anderen Seite. Doch vermochte er all dies bloß immer einen Augenblick lang zu sehen, denn stets kam ihm die Mutter oder die Schwester nachgelaufen, schalt und flehte, weinte und drohte, bis sie ihm die Brille wieder aufgesetzt hatte.

Aber das wenige, was er erspäht, genügte dazu, um im Herzen des Knaben große Traurigkeit und großen Zorn zu erwecken. Er dachte unentwegt darüber nach, wie man das Unrecht, das er erkannt hatte, aus der Welt zu schaffen vermöchte, und gelangte schließlich zu der Überzeugung, die Hauptschuld an allem trügen die Brillen. Blickten seine Genossen und Kameraden ohne Brillen in die Welt, so würden auch sie das Unrecht erkennen, das ihnen angetan wird, und würden auch sehen, sie seien keineswegs so schwach und hilflos, wie ihnen dies die Brillen vortäuschen.

Und eines Tages, als der Vater in der Werkstatt arbeitete und Mutter und Schwester in der Küche schafften, riß Fritz die Brille ab, trat auf sie und zerstampfte sie in tausend Scherben.

Was nun seine sehenden Augen erblickten, betäubte ihn zuerst wie ein Schlag auf den Kopf; dann aber loderte in seinem Herzen ein Feuer auf, das ihn fast verzehrte, und er schwor, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis auch seine Kameraden die Brillen abgelegt haben und wirklich sehen würden.

Vor allem aber galt es, seine Tat vor den Bürgern und dem König zu verbergen. Fritz band sich ein schwarzes Tuch um die Augen, erklärte, das Licht schmerze ihn, und die Bürger waren damit zufrieden, denn durch ein schwarzes Tuch, meinten sie, sieht man noch schlechter als durch eine Brille.

Wenn die Dunkelheit der Nacht ihn schützend bedeckte, schlich Fritz zu den Kameraden, erzählte ihnen, was er geschaut, und forderte sie auf, die Brillen fortzuwerfen.

Zuerst verlachten sie ihn, als es ihm jedoch gelungen war, etliche zu überreden, für kurze Augenblicke die Brille abzunehmen,

stellten sich diese auf seine Seite. Mit der Zeit wurden ihrer immer mehr, bis schließlich dreiviertel der Arbeiter zu den »Brillenfeinden« gehörten.

Und eines Tages zogen die »Brillenfeinde« bewaffnet, zu allem entschlossen, vor die Häuser der Bürger und den Palast des Königs. Sie drangen in die Häuser ein, rissen den König und den Bürgern die Brillen ab und forderten ihr Recht. Der König erschrak so sehr, daß er auf die Straße stürzte, zu laufen begann und lief und lief, bis er in ein Land kam, wo noch alle Menschen Brillen trugen und Ruhe und Ordnung herrschte. Die Bürger setzten sich erst zur Wehr, da sie aber keine Brillen mehr trugen, mußten sie die Macht der »Brillenfeinde« erkennen und einsehen, sie selbst seien jämmerlich dumme Bösewichte. Murrend, Zorn im Herzen, fügten sie sich den Geboten der »Brillenfeinde«.

Diese aber schufen nun wirklich Ordnung im Land: wer arbeitete, erhielt genügenden Lohn, wer faulenzte, bekam nichts. Für die Kinder, die Kranken und Alten wurde gesorgt, und niemand besaß mehr, als ihm zukam.

Das Land, in dem sich diese Geschichte ereignet hat, liegt im

Osten, wo die Sonne aufgeht. Vielleicht ist das Licht dort heller, und die Menschen haben daher rascher sehen gelernt als in andern Ländern. Doch wissen wir alle, wie rasch das Licht fliegen kann; es wird auch in die andern Länder fliegen, und die Menschen werden die Brillen zerbrechen. Haben sie aber erst wirklich einmal *sehen* gelernt, so werden sie auch handeln. In den dunklen Ländern muß heute noch ein jeder helfen, muß die eigene Brille abreißen und zerbrechen, den Genossen berichten, was er geschaut hat, muß »Brillenfeinde« werben, bis deren Zahl so groß ist, daß sie die Herren einer glücklichen, freien Welt werden können.



19

A. Weber-Brauns: Einbandzeichnung zu „Drinne und Draußen“ (Frankfurt a. M. 1934) (1)

### Von Drinnen und Draußen



heil heil heil  
ei le U we ei le  
ho le Mi mi  
heil heil heil

20

Walter Schröder: Seite aus „Jung-Deutschland-Fibel“ (Hamburg 1935) (1)

ei

21



Se dann in die Büfale und kernte gut.  
Obre und lichte alle in der neuen Hübe zu  
forden, tollte er in den Oläen, Mäusen und Blät-  
tern sein. Immer hatte er andere Büben um  
sich, die er zum Kampfe führte. Die folgten ihm  
alle gern, denn er war ein kleiner Rädelführer.  
Einmal traute er in den Büben sein.  
Dort und fand ein Büf über den deutst-  
französischen Krieg. Da saß er nun und las  
und las und traute sich, daß er ein Büf war  
und auf einmal Soldat werden konnte.



Ein neues kleines Jünger, in ei-  
nem abgelegenen, unbekann-  
ten kleinen Ortchen  
geboren, ein unbekann-  
ter Arbeiter, ein ein-  
farbiger Soldat würde  
zum Führer des  
deutschen Volkes  
mit Blut und  
Gewalt

Poldi Mühlmann: Seiten aus „Eine wahre Geschichte“ (Stuttgart 1936)

(1)

# 11

## Wer ist das?



1

Kennst du diesen Jungen?

Ja, er heißt \_\_\_\_\_

Nein. (Denk dir bitte einen Namen für ihn aus).



2

Was meinst du: Was ärgert vielleicht die Eltern dieses Jungen?

Bitte ausfüllen:

in Ordnung    nicht in Ordnung    warum nicht in Ordnung

- Haare
- Gesicht
- Hände
- Fingernägel
- Kleidung
- .....

	in Ordnung	nicht in Ordnung	warum nicht in Ordnung

Der Junge, den du hier siehst, ist für viele deutsche Kinder eine bekannte Figur. Er heißt STRUWWELPETER, und so heißt auch ein bekanntes deutsches Kinderbuch. Dieses Buch ist schon sehr alt. Es erschien zuerst 1845 und wird bis heute viel gelesen oder vorgelesen.

Der Autor ist der Arzt Heinrich Hoffmann. Hoffmann lebte von 1809 bis 1894 in Frankfurt am Main. Berühmt wurde er durch seine Kinderbücher. Er machte auch selbst die Illustrationen. DER STRUWWELPETER ist sein erstes und bekanntestes Buch. Er schrieb es für seinen Sohn, der damals 3 Jahre alt war. Er schrieb es, weil er unzufrieden war mit den Kinderbüchern, die zu kaufen waren.

DER STRUWWELPETER ist in viele Sprachen übersetzt. Vielleicht auch in DEINE? In einer Buchhandlung oder Bibliothek weiß man es bestimmt. Frage also mal nach.



Was weißt du jetzt über den STRUWWELPETER-Autor?

Name: \_\_\_\_\_

Wohnort: \_\_\_\_\_  Alter: \_\_\_\_\_

Beruf: \_\_\_\_\_

Kinder? \_\_\_\_\_

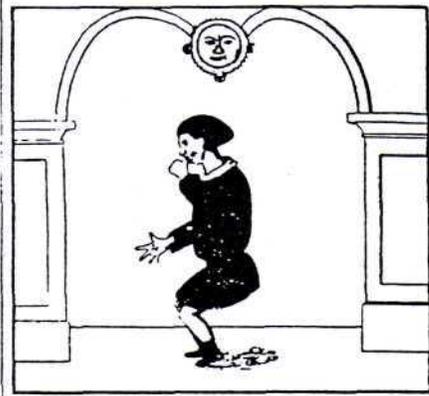
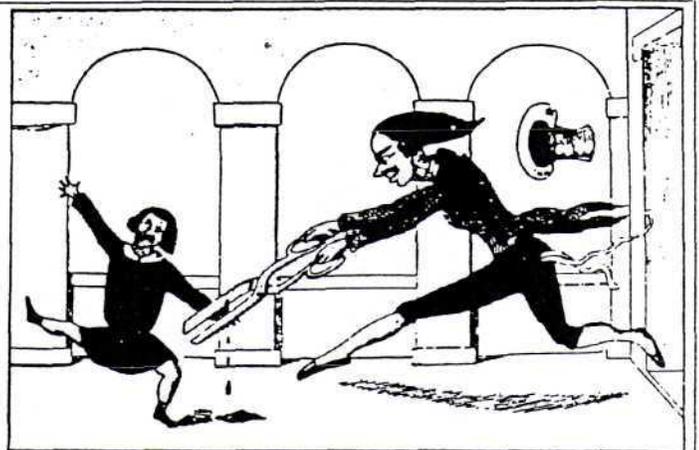
Hat er noch weitere Bücher geschrieben? \_\_\_\_\_

Konnte er zeichnen? \_\_\_\_\_

Im STRUWWELPETER kommen neben dem Jungen noch viele andere Personen vor, meist Kinder, die nicht sehr gehorsam sind. So z. B. in folgender Geschichte:

### Die Geschichte vom Daumenlutscher

«Konrad, sprach die Frau Mama,  
 »ich geh aus und du bleibst da.  
 Sei hübsch ordentlich und fromm,  
 bis nach Haus ich wieder komm.  
 Und vor allem, Konrad, hör!  
 lutsche nicht am Daumen mehr,  
 denn der Schneider mit der Scher  
 kommt sonst ganz geschwind daher,  
 und die Daumen schneidet er  
 ab, als ob Papier es wär.»



Fort geht die Mutter und  
 wuppt den Daumen in den Mund.



Bauzt da gent die Türe auf,  
 und herein in schnellem Lauf  
 springt der Schneider in die Stub  
 zu dem Daumen-Lutscher-Bub.  
 Weh! jetzt geht es klipp und klapp  
 mit der Scher die Daumen ab,  
 mit der großen, scharfen Scher!  
 Hei! da schreit der Konrad sehr.

Als die Mutter kommt nach Haus,  
 sieht der Konrad traurig aus.  
 Ohne Daumen steht er dort,  
 die sind alle beide fort.

Was soll ein Kind aus dieser Geschichte *lernen*?  
 Anders gefragt: Was ist die *'Moral von der Geschicht'*?

---



---



---

Und wie findest du die Geschichte? Welche Schulnote bekommt der Autor von dir?

- 6 = total ungenügend, völliger Unsinn, Quatsch, Nonsens  
 5 =  
 4 = na ja, wenn es sein muß; es geht  
 3 =  
 2 =  
 1 = ausgezeichnet, super, Klasse, Spitze

5 Im Jahre 1970 erschien dieses Buch:



Was steht wohl in dem Buch?  
Was meinst du?

Kreuze den richtigen Satz an:

- Der Text von Heinrich Hoffmann ist modernisiert worden.
- Der Autor F.K. Waechter kritisiert das Buch von Heinrich Hoffmann.
- ...

Woran siehst du das?

6 Über Friedrich Karl Waechter

Friedrich Karl Waechter wird 1957 in Danzig geboren. Seinen Beruf als Grafiker lernt er in Hamburg und Freiburg. Ab 1962 arbeitet er mit an bekannten satirischen Zeitschriften: PARADON, KONKRET und TWEN. Diese Zeitschriften kritisieren zum Beispiel die Politiker der Bundesrepublik. 1966 erscheint Friedrich Karl Waechters erstes Buch: ICHBINDERGRÖSSTE. Einige Jahre später folgt DER ANTI-STRUWELPETER. Danach erscheinen immer wieder Bücher von ihm. Immer wieder schreibt er auch zu Themen der Kinderliteratur. 1972 erscheint TISCHLEIN DECK DICH UND KNÜPPEL AUS DEM SACK,

eine Bearbeitung des berühmten Märchens der Brüder Grimm.

Heute arbeitet Waechter immer noch mit an satirischen Zeitschriften, z.B. am Magazin TITANIC. Auch Bücher publiziert er weiter, für Kinder und Erwachsene. Für Erwachsene hat er auch Bilderbücher gemacht – mit viel Erfolg.

Seit 1974 schreibt Waechter auch Filme und Theaterstücke für Kinder. Wie man sieht: ein sehr vielseitiger Künstler ...

**STECKBRIEF**  
Bitte ausfüllen:

Name: \_\_\_\_\_

Vornamen: \_\_\_\_\_

Geburtsort: \_\_\_\_\_

Alter: \_\_\_\_\_

Beruf(e): \_\_\_\_\_

wo gelernt? \_\_\_\_\_

Arbeit als Autor:

- Zeichnungen
- Texte
- Zeitschriften
- Bücher
  - für Kinder
  - für Erwachsene
  - für Kinder & Erwachsene
  - \_\_\_\_\_

weitere Projekte: \_\_\_\_\_

Friedrich Karl Waechter hat in seinem ANTI-STRUWWELPETER unter anderem auch die „Geschichte vom Daumenlutscher“ bearbeitet.

Bei ihm geht sie so (ACHTUNG! Der Titel ist leicht verändert!):

① *Die Geschichte von den Daumenlutschern*

»Konrad«, sprach die Frau Mama, »ich geh aus, und du bleibst da. Sei hübsch ordentlich und fromm, bis nach Haus ich wiederkomm. Und vor allem, Konrad hör! lutsche nicht am Daumen mehr; denn der Schneider mit der Scher kommt sonst ganz geschwind daher, und die Daumen schneidet er ab, als ob Papier es wär.«  
Konrads Mütterlein entschreitet Über Hintertreppen leitet Konrad seine Freundesschar bis zu Mutterns Hausaltar.

②

Jeder läßt sich nieder und wuppt den Daumen in den Mund. Später sind's die Zigaretten, sind's die Freuden in den Betten, doch die kleinen Mädchen, Knaben wollen sich am Daumen laben.

Baw! Da geht die Türe auf, und herein in schnellem Lauf springt der Schneider mit der Schere. Sieh' er rutscht und fällt ins Leere über ein paar Schinkengrieben, die mit Seite eingerieben, schlägt er nun der Länge lang gegen Mutterns Ofenbank.

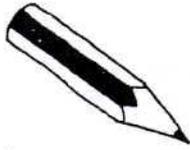
③

Eh der Schneider von dem Schreck sich erholt und aufgereckt, hat er keine Hosen mehr, und ihm fehlt die Schneiderscher.

Als die Mutter kommt nach Haus, sieht der Schneider traung aus. Ohne Hosen steht er dort, die sind alle beide fort.

8

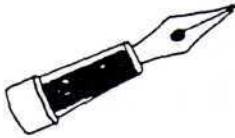
Welche Gemeinsamkeiten haben Waechters und Hoffmanns Dau-  
menlutscher-Geschichten? Und welche Unterschiede gibt es?



Gemeinsamkeiten	
Unterschiede	
Waechter	Hoffmann

9

Was soll oder kann ein Kind aus dieser Geschichte lernen?  
Anders gefragt: Was ist die *„Moral von der Geschichte“*?



*Ein Kind*

---



---



---

10

Wer und was wird belohnt oder bestraft bei Waechter und Hoff-  
mann?

Autorität. Kind. Ungehorsam. Schneider. Mutter. Lustbefriedi-  
gung. Angst, eigener Wille, Selbständigkeit. Erwachsene. Kin-  
der. Macht, Unterdrückung, Freiheit



belohnt

bestraft

weiß nicht

	Hoffmann	Waechter
belohnt		
bestraft		
weiß nicht		